

Traumland Osten. Deutsche Bilder vom östlichen Europa im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Gregor Thum. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006. 211 S., 19 s/w Abb. (€ 19,80.)

Der Hrsg. und einige der Autoren hatten sich mit dem Thema des vorliegenden Bandes bereits auf dem Historikertag 2004 in Kiel befasst, dessen Motto „Kommunikation und Raum“ lautete. Dieses war klug gewählt, entspricht es doch einem allgemeinen Bedürfnis nach einer deutlicheren Verortung (im Wortsinne) von Geschichte, also der konkreten Verknüpfung der menschlichen Existenzbedingungen Zeit und Raum in der Darstellung von Geschehenem. Sowohl aus gesamteuropäischer als auch aus deutscher Perspektive ist „der Osten“ ein Geschichtsraum von besonderer Dramatik, der durch die deutsche Wiedervereinigung, die Auflösung des Ostblocks und die folgenden Nationalstaatsbildungsprozesse in Ostmitteleuropa (Ukraine) sowie die Osterweiterung der Europäischen Union wieder verstärktes öffentliches und wissenschaftliches Interesse erfährt.

Unter dem Titel „Ex oriente lux – ex oriente furor“ weist Gregor Thum in der Einleitung darauf hin, dass „die Begegnung mit dem Osten [...] die Deutschen selten kalt gelassen“ habe (S. 8) und „sich der Eindruck festsetzen konnte, die Deutschen seien in besonderem Maße von allen Entwicklungen im Osten betroffen“ (S. 10). Er formuliert als Ziel des Bandes, „den Blick auf die Kompliziertheiten und Ungereimtheiten in den deutschen Wahrnehmungen des europäischen Ostens zu lenken“ (S. 11), die zwischen „Traum und Alptraum oszillieren“ (S. 15). Es sei dazu gleich angemerkt, dass bezweifelt werden muss, ob dann der Titel des Buches gut gewählt ist, wo doch der Osten nach Lektüre der Beiträge überwiegend als Alptraumland erscheint. Die Verheißung des Ostens reduziert sich den Autoren zufolge auf die Potenz der Weite, insgesamt wird der Raum eher als bedrohlich empfunden. Der Leser sollte sich daher eher am Untertitel orientieren: Es werden einzelne Bilder des Ostens dargestellt, die sich zudem auf das 20. Jh. beschränken. Zum Verständnis des Ostens als Gegenstand einer oszillierenden Wahrnehmung wäre jedoch der Rückgriff auf die Genese der Bilder über den Osten im 19. Jh. notwendig, wie es in manchen Beiträgen vereinzelt anklingt. Der Verweis darauf, dass der Band keine Vollständigkeit anstrebe, nützt da wenig; worin sollte diese auch bestehen?

Gerd Koenen unternimmt in seinem Beitrag zum deutschen Russlandkomplex den Versuch, „die Hypothese einer langandauernden Dominanz und organischen Kombination von Antibolschewismus, Antisemitismus und Russophobie (bzw. Slawophobie) in Deutschland [...] zu überprüfen“ (S. 17) und richtet dabei seine Aufmerksamkeit „auf die kaum weniger problematischen und womöglich viel tiefer gehenden Unter- und Gegenströmungen einer vieldeutigen, teilweise emphatischen deutschen Ostorientierung“ (S. 17). Er belegt dies mit einer ganzen Reihe von Beispielen aus den unterschiedlichen Kreisen von Politik und Kultur, wobei er auf die hinlänglich bekannten politischen Verbindungen zwischen der Sowjetunion und Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg verweist. Größeren Raum widmet er dem Buch des Schriftstellers und Journalisten Alfons Paquet „Im kommunistischen Russland“ und der Begeisterung namhafter deutscher Schriftsteller für die russische Literatur. Bemerkenswert ist der Rekurs auf die Übernahme westlicher intellektueller Strömungen durch Russland und die bewusste Konstruktion als das „Andere“ im Gegenentwurf zum Westen, wofür sich der Autor auf Boris Groys „Die Erfindung Russlands“ 1995 bezieht. Erwähnung verdient auch, dass K. in Hitlers „Mein Kampf“ eine radikale „Kursänderung von der Ostorientierung zur Ostpolitik“ erblickt: Erst hier habe Hitler seine Vorstellungen über die später praktizierte Kolonisierungs- und Vernichtungspolitik entwickelt.

In diesem ausführlichen Beitrag wird ein Grundproblem des Bandes deutlich. Neben einer Russlandlastigkeit der Beiträge ist es der undifferenzierte Umgang mit den Begriffen „Osten“ und „östlich“, die bestimmten Ereignissen und Konstellationen nachträglich angeheftet werden. So ist das Verhältnis zur Sowjetunion doch zunächst machtpolitisch oder systembedingt zu bewerten und hat mit einer „Östlichkeit“ wenig zu tun. Es gelingt dem Vf. auch nicht, eine innere Beziehung zwischen „Bolschewismus“ und „Osten“ herzustellen.

In dem Artikel von Vejas G. Liulevicius werden der Erste Weltkrieg und die Kriegserlebnisse im Osten als entscheidend für die Wahrnehmung des Ostens dargestellt. Auf diese Grunderfahrung rekurrieren auch andere Beiträger des Bandes. Anhand von zwei publizistischen Beispielen wird die Stilisierung der Begegnung mit den Russen in Ostpreußen als Konfrontation mit einer fremden Welt dargestellt, die einherging mit einer kaum differenzierenden Geringschätzung der östlichen Bevölkerung allgemein. Der Krieg im Osten wurde hier sehr wohl unterschieden von dem im Westen, vor allem wegen der Grausamkeit der Kampfhandlungen. Der Osten erscheint als apokalyptischer Raum, und das vermeintlich Unkultivierte der Menschen wird auf das Land übertragen, das nunmehr als grau, schmutzig, trostlos und trist erscheint und wo die Austilgung der Bevölkerung ein Gottesgericht wäre. Das Erleben beider Weltkriege und die Erfahrungen in russischer Kriegsgefangenschaft (im Ersten Weltkrieg) waren auch die alles prägenden Faktoren des Bildes vom Osten bei Edwin Erich Dwinger, der von Karl Schlögel als „Klassiker“ der „zweiten Literatur“ in Deutschland (S. 66) vorgestellt wird. Wie kein anderer prägte Dwinger das Bild vom Russen in der deutschen Gesellschaft und machte Russland zur Projektionsfläche für alle Träume und Alpträume der Deutschen.

Ebenfalls personenbezogen ist der Beitrag von Eduard Mühle über den europäischen Osten in der Wahrnehmung deutscher Historiker, womit er eine Kostprobe aus seinem umfangreichen Werk über Hermann Aubin gibt. Auch bei Aubin war es das Kriegserlebnis, welches das bereits vorhandene Bild vom Kulturgefälle negativ bereicherte und ihn im Osten eine „andere Welt“ sehen ließ, die es kulturell zu missionieren gelte. Insbesondere aus der völligen Ablehnung der territorialen Ordnung von Versailles heraus wurde Aubin zu einem entscheidenden Mitbegründer der deutschen Ostforschung, die den Osten als deutschen Kulturraum definierte und direkte Handreichungen für die nationalsozialistische Ostraumpolitik lieferte. Die Ablehnung von Versailles spielt auch in dem Beitrag von Stefan Troebst „Der bessere Balkan“ eine wichtige Rolle, in dem dieser in polemischer Auseinandersetzung mit Maria Todorova ein Gegenbeispiel für deren These, der Westen habe den Balkan stets grundsätzlich negativ betrachtet, behandelt. Die positive Bewertung des bulgarisch-makedonischen Irredentismus in der Weimarer Republik lief auf eine Solidarisierung der Weltkriegsverlierer hinaus und wurde zur Projektionsfläche der eigenen – deutschen – Revisionsbestrebungen.

Kerstin Kopp erörtert am Beispiel von Kurt Hoffmanns „Ich denke oft an Pirotschka“ die Rolle des Heimatfilms in der Bundesrepublik im Allgemeinen wie auch unter besonderer Berücksichtigung des Aspekts der Vertreibung aus den ehemals deutschen Gebieten im östlichen Europa. Wobei hier grundsätzlich zu fragen ist, ob „Pirotschka“ der geeignete Film für diese Fragestellung ist, denn schließlich bestimmt nicht das Ostparadigma den Film. Der Raum dient hier mehr als folkloristische Folie, wenngleich natürlich die Gegenüberstellung von Fortschritt und Tradition letztlich wieder den Aspekt der Rückständigkeit des Ostens transportiert. Jan C. Behrends nimmt den Russlandfaden wieder auf und widmet seinen Beitrag den ostdeutschen Sowjetunionbildern zwischen Propaganda und Erfahrung. Inhaltlich behandelt der Vf. die „verordnete Freundschaft“ zur Sowjetunion in der DDR. Leider geht bei der Konzentration auf die Darstellung der Propagandapolitik der Bezug zum eigentlichen Thema des Bandes, nämlich dem Osten und dessen Wahrnehmung, fast völlig verloren.

Erst mit dem abschließenden Beitrag des Hrsg.s kommt ein die besondere Affinität der Deutschen zum „Osten“ wesentlich begründendes Element zur Sprache, nämlich die eigene „Östlichkeit“, die unmittelbare territoriale Teilhabe an dieser europäischen Großregion. Gregor Thums Beitrag über den „Deutschen Osten“ liefert auch einige zusätzliche Erklärungshilfen für die vorangegangenen Artikel, in denen die Inkongruenz des realen und des imaginierten Raums, oder besser gesagt, die Bedingtheit und die Dynamik der deutschen Vorstellungen vom Osten eher nur angedeutet wurden. Ausgehend von der Feststellung, der Osten habe gegenüber dem Westen des Reichs einen „anderen Raum“ gebildet, schildert T., wie sich durch die Gebietsabtretungen nach dem Ersten Weltkrieg das Bild vom

deutschen Osten in territorialer Unbestimmtheit geradezu auflöste bzw. sich auf alle von Deutschen bewohnten oder beeinflussten Gebiete erweiterte. Damit ist im Eigentlichen erst die Entstehung des Begriffs „Deutscher Osten“ verbunden, der sich fortan vom Staatsbegriff zunehmend abkoppelt. Eine völlige Entgrenzung erfährt er dann im Dritten Reich, um im Verlauf des Krieges semantisch mit der sich verändernden Ostfront (*frontiers*) zu verschmelzen.

Wer bündige Antworten auf die Frage nach der Herkunft der tief sitzenden oder zumindest mit großer Bereitschaft aufgenommenen paternalistischen, ja geradezu kolonialistischen Haltung der Deutschen zum Osten erwartet, wird sie durch den Band kaum erhalten. Dazu sind die Perspektiven und Fragestellungen der einzelnen Beiträge zu verschieden. Wenn auch ein geschlossenes Bild vom „Traumland Osten“ nicht vermittelt wird, so handelt es sich bei den Aufsätzen doch überwiegend um solide und informative Einzelstudien, die der weiteren Forschung gute Dienste leisten werden. Der Band weckt viele Fragen, und damit erfüllt er einen guten Zweck.

Rostock – Thorn/Toruń

Ralph Schattkowsky

Nadja Messerschmidt: Minderheitenpolitik und -soziologie in der deutschen und polnischen Demokratie der Zwischenkriegszeit. Weißensee Verlag, Berlin 2006. 188 S. (€ 24,50.)

Nadja Messerschmidt, Vf.in der vorliegenden, an der Viadrina als Dissertation angenommenen Arbeit erhebt – zumindest dem Titel zufolge – den Anspruch, Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen Politik und Sozialwissenschaften in Bezug auf die ethnischen und konfessionellen Minderheiten einerseits und hierbei zwischen dem deutschen und dem polnischen Vorgehen andererseits untersuchen bzw. vergleichen zu wollen. Zudem will die Autorin das „weitgehend unbekannte Material“, das im Übrigen größtenteils veröffentlicht ist, in einen „sozial- und wissenschaftshistorischen Interpretationszusammenhang“ stellen. Leider wird die Arbeit keinem dieser Ziele auch nur ansatzweise gerecht: Es ist bereits fraglich, ob sich ein solches Programm auf knapp 150 Seiten bewältigen ließe, zumal in diesem Umfang eine Einführung in die „Konfliktlage“ zwischen Polen und dem Deutschen Reich eingeschlossen ist. Bereits diese Einleitung ist völlig unzureichend, zudem ist ihr Bezug zum folgenden Text einigermaßen unklar: Die Beschreibung des deutschen Vorgehens im polnischen Generalgouvernement ist ungenügend, das Verhältnis zwischen den beiden Nachbarländern nach dem Ersten Weltkrieg wird ausschließlich auf Grundlage einer Arbeit Werner Conzes aus dem Jahre 1958 dargestellt. Es fehlt aber nicht nur an einer Verarbeitung der neueren Literatur zu diesem Themenbereich, sondern selbst zum engeren Gegenstand der Arbeit: Die zentralen Studien Sabine Grabowskis zur polnischen Westwacht und Jerzy Tomaszewskis zur Minderheitenpolitik fehlen. Selbst Otthein Rammstedts große Studie „Deutsche Soziologie 1933-1945“ von 1986 sowie die neuere deutsche und polnische Literatur zur Soziologiegeschichte sind nicht ausgewertet worden. Hinzu kommen gravierende sprachliche Mängel und Fehler. So wird aus der „*Poliska Organizacja Wojskowa*“ (Polnische Militärorganisation) eine „*Poliska Organizacja Wiejskiego*“ (... des Dörflichen).

Unzureichend ist die Arbeit leider auch im eigentlichen Fachgebiet der Autorin, den Sozialwissenschaften und ihrer Geschichte. Weit davon entfernt, Wechselwirkungen zwischen behördlichen Maßnahmen und wissenschaftlichen Ansätzen aufzuzeigen, beschränkt sie sich auf eine summarische Vorstellung sozialwissenschaftlicher Institute und die Beschreibung von lediglich sieben (drei deutschen, vier polnischen) einschlägigen Arbeiten. Das Augenmerk liegt auf methodischen Fragen, wobei der Leser eine Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Diskursen, wie sie in der Folge Foucaults etwa von Philipp Sarasin unternommen wurde, schmerzlich vermisst. Mängel bestehen schließlich auch auf der faktophographischen Ebene. So habe der polnische Soziologe Orsini-Rosenberg 1928 den Habitus-Begriff eingeführt (S. 122 ff.). Zum einen ist anzuführen, dass der Begriff selbst in den